

Aus der Geschichte thurgauischer Schlösser

Autor(en): **Rickenmann, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **6 (1930)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-699045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus der Geschichte thurgauischer Schlösser

Von Dr. J. Rickenmann, Frauenfeld

Wellenberg

Die älteste Geschichte dieses Schlosses, das von waldiger, dem Immenberg vorgelagerter Höhe einen Teil des Thurtales und des Seerückens beherrscht, liegt im Dunkel, und in dem Augenblick, wo es ins deutliche Licht der Geschichte und in den Text der ehrwürdigen Urkunden eintritt, ist es ein Gegenstand bitterer Fehde, sogar eher eine Stätte der Verwüstung als ritterlicher Kurzweil und herrschaftlichen Stolzes. Denn im Sommer des Jahres 1259 lag der Besitzer des Schlosses, Ulrich von Wellenberg, samt seinen beiden Neffen zu Zürich in Haft, da er die Zeit des Interregnums wie viele seiner Standesgenossen zu Wegelagerung und Plünderung von Kaufmannszügen missbraucht und den Zürchern manchen Schaden auf den Landstrassen zugefügt hatte. Sie brannten und verbrannten seine Burg, und liessen ihn erst frei, als er geschworen hatte, zwanzig Jahre lang mit Zürich in Frieden und Freundschaft zu leben und jeden Bruch der Urfehde mit freiwilligem Arrest, doppelter Vergütung des Schadens und hundert Mark Silber zu büssen. Nach dieser Demütigung, die vielleicht dem Limmatturme zum Namen «Wellenberg» verholfen hat, verschwindet der trotzige Raubritter aus den Annalen. Die Angehörigen seiner Sippe, die im Wappen Adlersflügel auf goldenem Grunde führten, waren respektable Mitglieder des Ritterstandes, Chorherren, Aebtissinnen und Ratsleute, ein Hans von Wellenberg Bürgermeister in Konstanz, ein Thomas Feldhauptmann des Herzogs Ulrich von Württemberg und unter den verdienstlichen Magistraten, die 1331 die Stadtordnung von Frauenfeld zum erstenmal schriftlich festlegten, wird auch Herr Konrad von Wellenberg erwähnt, der Wohnrecht in der Stadt besass und wohl gleichzeitig im Schlosse residierte. Eine alte Chronik der Reichenau zeigt noch ein zweites Wellenberger-Wappen. Als nämlich der Ritter Otto von Wellenberg im Jagdfolge des Bischofs von Chur einen Bären erlegte und ihm mit einem Streiche beide Tatzen abhieb, gab ihm der Kaiser Ludwig die schwarzen Bärenpranken in den Schild, und so kamen die Wellenberger zu dem jüngeren Ehrenwappen. Und endlich sei aus der Familiengeschichte noch ausgezogen, dass eine Katharina von Wellenberg anno 1523 das erste Kind war, das in der zürcherischen Peterskirche auf den evangelischen Glauben nach Zwingli Ritus getauft wurde.

Das Stammschloss, dessen Name wie derjenige des gerichtsherrlichen Dörfleins Wellhausen auf einen alemannischen Ansiedler

Wello zurückgeführt wird, kam 1370 für kurze Zeit in die Hände der Edlen von Strass. Dieses bescheidene Geschlecht hatte nach einer kurzen Blüte, wovon ein Grabmahl in der Laurenzenkirche zu Oberkirch bei Frauenfeld noch Zeugnis ablegt, Besitztum nach Besitztum verkaufen und verpfänden müssen, und der Wellenberg, den sie vom Stift Schinen erwarben, ging am Hilariustage 1385 als reichenauesches Lehen an die Herren von Hohen-Landenberg, eine trotzige Sippe, über. Wahrscheinlich aus Hass gegen Zürich, das ein österreichisches Lehen um das andere an sich zog, siedelten sich die Landenberger, ursprünglich am Greifensee sesshaft, weiter ostwärts an; ein Stammverwandter bewohnte Sonnenberg, Beringer und Hug das Frauenfelder Schloss, und Hermann, «Bick» genannt, ein böser und rauhborstiger Geselle, erwählte den Wellenberg zu seinem Wohnsitz. Er übte die Gerichtsbarkeit über Wellhausen und Thundorf samt Kirchberg, Rüti, Diezismühle, Aufhofen, Bietenhart und Wald und amte als Vogt zu Mettendorf, Eschikofen und Lustorf. Sein Herrschaftsbezirk war durch den Sonnenbergischen begrenzt.

Wir stehen damit in der Zeit des Appenzellerkrieges, und da ist laut dem Zeugnis eines hervorragenden heimatlichen Geschichtsforschers der Ruhm, die Stadt Frauenfeld und das Schloss Wellenberg vor dem allgemeinen Schicksal der thurgauischen Festen bewahrt zu haben, bei den wilden und stahlharten Herren von Landenberg zu suchen. Sie waren es, die im Dienste Oesterreichs die plündernden Banden der Gebirgler mit zusammengerafften tapferen Ritterfähnlein heimsuchten, ihnen 60 Mann bei Gebratswil erschlugen, und ein Landenberger, (wohl Bick vom Wellenberg) rief vor Bregenz, wo die Appenzeller eine Schlappe erlitten, den säumigen Adligen wutschäumend, wie ein triumphierender Mars, die Worte zu: «Jagt ihnen nach, schont nicht Weib noch Kind, damit kein Same mehr von ihnen aufkomme zum Verderben des Adels!» Zwar hatte Bick Hermann in natürlicher Streitlust schon vor dem Kriege das Leben eines Raubritters geführt, st. gallische und appenzellische Kaufleute unterschiedslos gebrandschatzt und eingekerkert und sein Bruder Hug an der Fasnacht zu Bischofszell viele Missetaten mit dem Leben bezahlt; dennoch brach sich jetzt in Kriegsnot die Flut der Feinde an dem Kampfmuth dieser Adligen; Frauenfeld hielt 1407 dem Sturme stand, während Wil, Bürglen, Bischofszell und Elgg in Flammen aufgingen, und nebst Altenklingen war Wellen-

berg der Fels, woran sich die Brandung der Appenzeller im Thurgau brach. Die Sage, man hätte den Belagerern zum Zeichen des Ueberflusses von der Schlossmauer Lebensmittel hinuntergeworfen und sie dadurch getäuscht, findet in den historischen Nachrichten keine Bestätigung, aber Tatsache bleibt, dass Frauenfeld wegen seiner guten Haltung vom Hause Oesterreich gewisse Steuerfreiheiten, und Beringer und Landenberg von Abt Kuno in St. Gallen 200 Gulden ausbezahlt erhielt. Die Herren von Landenberg hatten den Strauss mit den Appenzellern gleichsam als Privatfehde aufgefasst und dementsprechend energisch geführt.

Das Verhältnis mit der Stadt Frauenfeld war im übrigen nicht das beste; die Bürgerschaft stand den Adligen, die in der Stadt eine Sonderstellung einnahmen, misstrauisch gegenüber und beschwerte sich mehrfach über sie. Am Konzil von Konstanz zogen die Landenberger, obwohl nur Edelknechte und nicht vollbürtige Ritter, mit nicht weniger als vierzig Pferden ein und gaben der Welt ein hohes Schauspiel ihrer Macht und ihres Reichtums. Hans und Hug vom Wellenberg befanden sich unter ihnen. Bick schloss seine wilde Laufbahn tragisch. Eines ehrenrührigen Verbrechens angeklagt, welches in den Augen der damaligen Welt schlimmer wog als Mord und Totschlag, vermochte er sich nicht zu reinigen und erlitt 1431 den Feuertod. Seine Bruderskinder erbten die Herrschaft, und von ihnen stiftete Margaretha anno 1450 eine Schlosskaplanei. Der Priester bezog unter dem Schlosse beim Brunnen in Wellhausen eine Wohnung, war wöchentlich zu vier Messen in der Burg und zu einer Messe in Felben verpflichtet und erhielt eine regelmässige Besoldung. Die Pfarrei Felben geht auf diese Stiftung zurück.

Noch 1504 sass ein Landenberger in der Feste, doch die Verhehlung einer Enkelin brachte Beziehungen zu dem reichsten und prozessüchtigsten Emporkömmling jener Epoche, und nach allerlei Händeln ging zirka 1513 die Herrschaft an Jakob Mötteli von Rappenstein über.

Mötteli blickte damals schon auf eine bewegte Vergangenheit zurück. Aus einem patrizischen Kaufmannsgeschlecht von Ravensburg hervorgegangen, hatte er grosse Reichtümer gesammelt, Burgenbesitz erworben und sich durch zahllose und unaufhörliche Streitigkeiten einen berühmten Namen gemacht. Weil er eine Stiefschwester wegen eines vermeintlichen Diebstahles mit Daumenschrauben misshandelte, wurde er vom Kaiser in Lindau verhaftet, ein Ereignis, das 1485 fast die ganze Eidgenossenschaft in Aufruhr brachte, ein Attentat auf den Kaiser selbst zur Folge hatte und endlich zur Freilassung Möttelis führte. Er kaufte darnach die Vogtei Pfyn, wo an seinem Gute Schauen-

hausen noch lange abergläubische Mären haften, und prozessierte Jahr für Jahr durch sämtliche Instanzen hindurch mit Nachbarn und Untertanen, da sein Geldbesitz ihm keine Schranken auferlegte und die Redensart «reich wie Mötteli» im Thurgau sprichwörtlich war. Pfyn scheint er nicht verlassen zu haben; sein Sohn Joachim und dessen Gattin Petronella von Ulm bewohnten den Wellenberg, in jenen Jahren der religiösen Umwälzung eifrig am alten Glauben hangend und um Aufstellung eines tragbaren Altares in der Schlosskapelle besorgt.

Das änderte sich mit dem Uebergang der Herrschaft an die Herren von Ulm (1537). Die neuen Besitzer, deren Geschlecht fast zwei Jahrhunderte im Besitze des Schlosses blieb, waren eifrige Anhänger der evangelischen Lehre — Zürich stellte die Prädikanten — und nahmen zeitweise im Gerichtsherrenstand der Landschaft Thurgau einen hervorragenden Platz ein. Gregor von Ulm verbesserte kurz vor dem Ausbruch des 30jährigen Krieges das Wehrwesen und hielt in Wellhausen eines der ersten Schützenfeste jener Zeit ab. Mit allerlei kleinen Auseinandersetzungen und mannigfachen Aenderungen der geringeren Herrschaftsrechte, doch mit einem zunehmenden Verfall der Oekonomie regierten die Edlen von Ulm bis 1694.

Der Uebertritt Franz Christophs zum katholischen Glauben (1669) erweckte Zürichs Besorgnis. Um die Herrschaft dem eigenen Bekenntnis zu erhalten, schob die Stadt in der Person des a. Landvogtes Joh. Heinr. Escher einen Scheinkäufer vor, wie dies auch im Gegenlager in andern Fällen praktiziert wurde, und erhielt damit die Oberaufsicht und 1702, nach Eschers Abgang, das eigentliche Besitzrecht.

Die Stadt liess das Gut durch Obervögte verwalten, die ihre ausführlichen Rechenschaftsberichte im 18. Jahrhundert Jahr für Jahr zu Händen der zürcherischen Regierung einsandten, bis dann die Wirren der Revolutionszeit dem Feudalsystem ein Ende setzten.

1815 fertigte Zürich zum letzten Mal als Besitzerin. Joachim Leonz Eder von Stans erwarb den mächtigen, aber heruntergewirtschafteten Güterkomplex um die niedrige Summe von 11 000 Gulden von der Finanzverwaltung, d. h. um den vierten Teil der Kaufsumme, die Junker Escher 1669 erlegt hatte, wobei allerdings der Verlust der Gerichtsherrlichkeit und des Zehntenbezuges in Anschlag zu bringen war. 1839 ging das Schloss an ein Konsortium über und entrann dem Schicksal, in eine Bierbrauerei verwandelt zu werden, nur durch den Wassermangel auf der Bergeshöhe. Bis 1876 wechselte es, ein Objekt spekulationsgieriger Käufer, sechsmal den Besitzer, und gelangte erst wieder zu steter und zielbewusster Bewirtschaftung, als bäuerliche Hände es übernahmen und der

fruchtbaren Scholle gesegnete Ernten an Korn und Obst abrangen, während auf den grünen Weiden das friedliche Geläute der Herden ertönte.

Seit 1900 bewohnt Familie Schenkel den Wellenberg; längst sind die Gegenstände der Ritterzeit aus Hallen und Gemächern verschwunden, aber die dicken Mauern, die das Brausen des Sturmes in den Wipfeln der Tannen an den

Winterabenden nicht in die traulichen Räume dringen lassen, der aus massigen Steinen gefügte Unterbau des Turmes, der ehemalige Rittersaal und vor allem der unvergleichlich herrliche Ausblick auf die Ebene der Thur und die blauenden Hänge des Seerückens halten die Erinnerung an den Sitz herrschender und stolzer Geschlechter noch lebendig und eindrucklich genug fest.

Luxburg

Zwischen Romanshorn und Arbon liegt ein Schösslein am See, welches einmal so verborgen war, dass es auf der Staats- und Erdbeschreibung von Johann Konrad Fäsi nicht zu finden war und dass sogar Herrlibergers scharfe Augen es nicht entdeckten. Auch bei seinem Namen war es nicht leicht zu fassen; denn es schillerte wie ein Chamäleon, hiess bald Luxbühel, bald Lustburg, schien heute ein Sitz der Lust und morgen die Behausung der Luxe zu sein. Eigentlich führte es acht Namen, die wir aber nicht alle namhaft machen wollen. Ursprünglich wohl der Platz der bischöflichen Gerichte und Höfe im Egnach und als solcher befestigt, war es, wenn wir einem alten St. Gallischen Chronisten trauen können, «nächst ob Romisshorn ein Fleck in dem see mit einer lustigen vischenz und wohlerbauem hus, den nennt man den Lustbühel», und das ist es heute noch, nur dass die Salmach nicht mehr zwei Arme ihres Ausflusses um das Gebäude herum führt, wie auf einer 1750 gefertigten Karte der Landgrafschaft Thurgau noch zu sehen ist, keine Zugbrücke das Inselchen mehr mit dem Festlande verbindet und keine doppelte Palisadenreihe es kriegsmässig umzäunt.

Wie froh muss über diese Verborgenheit und zugleich feste Hut die Witwe des fürstlich augsburgischen Rates Johann Kaspar von Hohenberg gewesen sein, als sie im Frühling des Jahres 1632 die ganze Habe ihres verstorbenen Mannes aus den Wirren des 30jährigen Krieges flüchtete und in diesem stillen Refugium niederlegte, viel Hausrat, Effekten, Gold- und Silbergeschirr und kostbare Kleinodien, worüber in Gegenwart des Schlossbesitzers und mehrerer Adliger ein getreuliches Inventar angelegt ward. Vor unsern Blicken steigt eine Vergangenheit empor, die unsre Verwunderung erregt ob ihres Reichtums, unsre Beschämung ob ihrer soliden Beschaffenheit und unser Lächeln ob ihrer krausen und wunderlichen Denkungsart. Da lagen in schwarzen Reistruhen oder in Schreibtischen «unterschiedliche adliche und ritterliche Kunstbiecher von der Reiterei und Mundstücken», eine Rossartznei in Folio, eine Defensio Patriae, gedruckt zu Frankfurt am Main 1621, ein Fechtbuch, eine Magia Naturalis in Octavo, 900 merk-

würdige Geheimnuss und Wunderwort, daneben Pulverflaschen, Dolch und Stilet, goldene Ketten, fünffach um den Leib zu legen, daran ihrer fürstlichen Gnaden, des Bischofs von Augsburg, Gnadenpfennig, Armbänder, Krüge, Rosenobel und spanische Dukaten. Es schimmerten die Ohrenbehenke, die Rosenkränze, die Büchlein mit Malergold; es knisterten die Wappenbriefe, die Urteil- und die Lehenbriefe. Ausgebretet wurden die Leinwand- und Tuchstücke, die Tisch- und Schneitzfazenetlein, auch sechs neue flexine Hempter, dem Junker sel. gehörend, ein rot scharlach Mantel, mit rotem Sammet gefiert, und ein fuchsener Mantel, Die Schaffelle, Hunds-, Wild-, Reh- und Hirschhäute, die Bocks- und Katzenfelle konnte man kaum zählen, und auf dem Tische stand neben viel sonderbaren Kostbarkeiten auch ein grosser silberner Willkommbecher, lag eine in Silber gefasste Muskatnuss und ein Kruzifix mit einem Uhrwerk. Den Junkern, die das Inventar untersiegelten, wird das Herz gelacht haben, und der Schlossherr Wolf Dietrich von Hallwil, einem katholischen Zweige dieses Geschlechts angehörend, und dem Bischof von Augsburg ebenfalls dienstbar, wird sich ein Muster genommen haben, wieviel ein Hofamt bei einem wohlwollenden Kirchenfürsten einbringen kann.

Diese Hallwiler waren ein sparsames und häusliches Geschlecht, das während einer längeren Periode zu Ebenhofen im Allgäu residierte und Luxburg durch einen in der Nähe wohnhaften Vertrauensmann, z. B. den Pfarrer von Romanshorn, verwalten liess. Da wurden allerlei Kleinkriege um Kleinlichkeiten ausgefochten; ein «wankelmietiger, ungehorsamer und unriewiger Müller» tritt in den Akten auf; der Pfarrer von Arbon erhält Entgelt für Messelesen im Schloss; der Knecht und sein Weib, Magd und Köchin stehen im Ausgaberodel, am gewichtigsten aber scheint das Haushaltbudget doch durch den jungen Junker Hans Kaspar belastet worden zu sein, der von 1640—1642 häufig ins Allgäu reiste, in Konstanz bei einer Pensionsmutter mit gutem Appetit ass, seinen Präzeptor ärgerte und ziemlich viel Leder an den Schuhen abließ.

Aber nicht immer war das Wohnen eine Lust

auf dem Lustbühel. Zwar mag der Name mit dem lebensfreudigen Geist der Renaissance und des ausgehenden Mittelalters zusammenhängen, wo man zu Ergötzlichkeit und Kurzweil fröhliche Sommerhäuser vor die Städte stellte, und sicher ist, dass es in Luxburg seit den frühesten Zeiten an Hablichkeit und herrschaftlichem Prunke nicht gefehlt hat. Denn seit 1430, wo der Pfarrer zum ersten Mal (als Bühel zu Niederstaad «Luxbühel» genannt) in den Urkunden auftaucht, sassen Lindauer Patrizier darin, die Hainzel und die Krölen, die es zu grossem Reichtum, zu hohen Ehren und sogar zum Bürgermeisteramt in ihrer Vaterstadt gebracht hatten. Sie empfingen 1471 von Kaiser Friedrich einen Schirmbrief; Genua, Spanien, die Niederlande und das Piemont sahen Mitglieder dieser Geschlechter auf dem Feld der Ehre. Und wenn wir der Stumpfschen Chronik glauben dürften, so hätte Sebastian Uriel Appenzeller, ein gebürtiger St. Galler, der 1586 als Besitzer von Luxburg auftritt, unter Franz von Sikkingen rühmlich gefochten. Laut einer Grabschrift zu Heidelberg ist aber dieser Mann erst 1533 geboren, so dass sein Kriegeruhm verwelkt, aber ein gelehrter Jurist, Rat und Hofmeister der kurfürstlichen Pfalz ist er wahrhaftig gewesen, ehelichte eine Landschaft und hinterliess seinen zwei Töchtern 20 000 Gulden. Seine Witwe, so reich sie war, verweigerte 1595 den Eidgenossen die Handänderungssteuer, den sogen. «Abzug», unter Berufung darauf, dass sie eine St. Galler Bürgerin sei, den Kaufpreis aus ihrem Heiratsgut entrichtet habe und dass vordem bei den Haintzen und Krölen der Abzug auch nicht berechnet worden wäre. Die V Orte, vom Landvogt durch Zirkular befragt, beharrten auf der Forderung, obgleich der Pfalzgraf Friedrich von Heidelberg sich für die Witwe verwendete.

Auch der Freiherr von Westernach, der eine Hallwilische Erbtöchter freite, und Aurelian von Pflummern, der das Schloss 1753 erwarb, wussten das Leben zu geniessen. Aber welch ein dunkles Blatt in der Chronik des Kastells, als am 23. Nov. 1547 drei Söhne Oswalds von Kröl in einem Boote von Luxburg nach Lindau überfuhren und nicht mehr heimkehrten. Der Titan verschlang sie, und unsäglicher Schmerz ergriff die Familie. Den genauen Hergang schildern die Lindauer Akten nicht; dagegen sind dort, wie uns der Archivar mitteilt, die drei Namen der Brüder «Antonius, Georg und Ludovicus» genannt.

Götzinger vertritt in seiner reizvollen Abhandlung über das Schloss Luxburg die Auffassung, die Adeligen hätten gerade diesen Namen wegen seiner etwas dunklen und mysteriösen Bedeutung mit Vorliebe gebraucht und ihm dadurch die Tradition gesichert; für den Sprachforscher sei die Etymologie klar, und es handle sich einfach um «Lützelburg», woraus Luxburg

so wie Luxemburg entwachsen sei. Hat wohl diese Beziehung zu Luxemburg den Schlossbesitzern gegen Ende des 18. Jahrhunderts ihre Ambitionen eingegeben?

Im Jahre 1761 nämlich verkaufte ein Egnaacher Konsortium das Gut an Herrn Johannes Girtanner von St. Gallen, einen reichen und lebenslustigen Mann, der es bis zum Inspektor der französisch-lothringischen Salinen gebracht hatte und mit ganz bestimmten Absichten zum Kaufe des Burgsässes schritt. 1776 fand er es nämlich für gut, die Augen seiner kaiserlichen Majestät, Josephs II., auf sich zu lenken und in untertänigstem Vortrag darauf hinzuweisen: 1. Welch angesehenem Geschlechte väterlicher- und mütterlicherseits Johannes von Girtanner entstamme (die Familie hatte durch Generationen in St. Gallen das Färber-Gewerbe betrieben); 2. wie seine Vorfahren mehrere Jahrhunderte die ersten Ehrenstellen der Stadt bekleidet hätten, ein Vorahn 1468 im Rat gesessen, ein Grossvater Obervogt von Bürglen gewesen und eine Barbara Zollikofer von Altenklingen gehelicht hätte, deren Geschlecht schon von Rudolph II. in den Reichsadelstand erhoben worden sei; 3. dass ein anderer naher Verwandter für Kaiser Leopold sein Blut in Ungarn vergossen habe, ein anderer mehrere Jahre Bürgermeister von St. Gallen gewesen sei; 4. dass besagter Johannes von Girtanner, wie Rat und Stadt St. Gallen offiziell beglaubigten, sich als Generalagent der lothringischen Salinen hervorragende Verdienste erworben habe, bereits landgräflich Hessen-, Darmstädter und pfalzgräflich Zweibrückischer Geheimer Rat heisse, eine Französin von altem Adel zur Gemahlin, und einen sächsischen von Esebeck zum Schwiegersohn habe, so dass ihm letztlich nichts mehr als der Titel zum eigenen Adel ermangle, um den er alleruntertänigst bei kaiserlicher Majestät einzukommen die Veranlassung nehme. Angesichts solch erdrückender Verdienste und einer so glanzvollen Vergangenheit konnte der Kaiser nur willfahren und erhob den Gesuchsteller in des Heiligen Römischen Reichs Ritterstand mit dem Prädikate «von Luxburg», da er ja nun auch das freie adelige Gut dieses Namens besitze. Drei Jahre genügten, und der Edle von Luxburg liess sich in den erblichen Reichspanner- und Freiherrenstand erheben, und jetzt hatte die Burg in ihrem alten Zustande für die Würde des Insassen keinen Platz mehr. Ueber den Kasematten, wo sich früher die Ringmauer erhoben hatte, entstand ein neuer Bau, ein schlanker zwiebelköpfiger Turm mit einem hohen und einem langgestreckten Vorbau, wie ihn Wagner 1840 stimmungsvoll gezeichnet hat. Der neugebackene «Reichsfreiherr Girtanner von Luxburg» starb 1781. Sein Sohn trat in seine Fussstapfen und brachte noch Erstaunlicheres zu Stande. An Titeln übertraf er schon längst

seinen Vater; denn er war Herzoglich Zweibrückischer Geheimer Rat und Hessen-Darmstädtischer Geheimer Rat und Oberschenk, Grosskreuzritter des Löwenordens, Komptur des Johanniterordens, Grosskreuzritter des Hessischen Zivildienstordens und königlich preussischer Kammerherr gewesen, legte hierauf als Freiherr von Luxemburg den bürgerlichen Namen Girtanner gänzlich ab und wurde 1790 durch den Reichsverweser Karl Theodor in den Grafenstand erhoben. Also kam die Stadt St. Gallen, wie Götzinger launig ausführt, zu ihrem ersten und einzigen wirklichen Grafen, und die Schweiz, fügen wir hinzu, zu einem wahrhaftigen Grafen von Luxemburg. Ins Wappen nahm er ein Helmkleinod und als Schildhalter vier Luchse. Das geschah während der französischen Revolution, und hatte für den Grafen, der sich um die Vermehrung statt um die Abschaffung der Titel ins Zeug gelegt hatte, ein kleines Nachspiel. Seine Gattin wurde nämlich in Metz als Geisel zurückbehalten, und um sie frei zu bekommen, musste Johann Friedrich Girtanner aufs neue um ein Bürgerrechtsattest von St. Gallen nachkommen und 121 Gulden Heiratsprästande nachträglich entrichten. Als bürgerliche Schweizerin stand der Gräfin der Pass offen; so rächte sich die Demokratie an dem Emporkömmling. Die Burg kam bald, nachdem die Grafenkrone in ihr eingezogen war, unter den Hammer.

Die Grafschaft hatte also übel geendet, und eine Weile blieb es nun still um Luxemburg. Dann machte das Schlossgut einen neuen Versuch, die Gemüter der Zeitgenossen in Wallung zu versetzen. 1821 erschien nämlich in Konstanz eine Schrift unter dem Titel «Das Luxemburger Mineralwasser», worin Dr. St. Nennung vom Vorhandensein einer eisenhaltigen Quelle in unmittelbarer Nähe des Schlosses Kenntnis gab und die Hoffnung aussprach, dass ein schweizerisches Pymont gefunden worden sei. Zwei Universitätsprofessoren nahmen die Analyse vor und sprachen sich verheissend aus; bereits wurden Flaschen mit dem Luxemburger Stahlwasser abgefüllt, und von Herrn Kaufmann Zumstein in Konstanz, dem Besitzer des Schlosses, und seinem Hausmeister Bestellungen angenommen, es entspann sich auch, wie das eigentlich zu jeder rechten neuentdeckten Heilquelle gehört, ein

Prozess zwischen der Gemeinde Arbon und dem Besitzer über die Benützung des Brunnens, da ertönte als erster Unkenruf in der Nummer vom 19. Mai der Thurgauer Zeitung eine Notiz aus der Feder des Medizinalrates Sauter, worin dem Luxemburger Wasser der Kohlensäuregehalt abgesprochen und statt des prickelnden Geschmacks der Pymonter und anderer Mineralwässer «ein herber salzigerdiger, sumpfiger Geschmack» zugeschrieben wurde. Ueber die Heilwirkung durch Eisen sprach sich Dr. Sauter sehr zurückhaltend aus, Im Juni antwortete darauf Dr. Nennung, bezeichnete das Wasser wieder als eines der vorzüglichsten Eisenwässer und verwahrte sich gegen die Unterschiebung, als ob er einen Säuerling darunter verstanden hätte. Der Streit der Gelehrten dauerte noch eine Weile fort, scheint aber die Quelle nicht verbessert zu haben; denn die Ausbeutung blieb so ziemlich Projekt, und Thermal-Badeorte sind weder das liebliche Salmsach noch Neukirch, wo man das Mineralwasser hätte von der Quelle trinken sollen, geworden.

Das 19. Jahrhundert brachte dann über Luxemburg dasselbe Schicksal wie über so manch andere thurgauische Burg; Händler und Spekulanten bemächtigten sich in der Mehrzahl des Besitzes und nicht weniger als 13 mal wechselte er die Hand. Kein altes Inventurstück ausser einigen alten Oefen blieb am Orte, und sogar das ehrwürdige Hausarchiv, das über die Hallwilerzeit und spätere Begebenheiten noch Götzinger willkommenen Aufschluss bot, ist von seinem rechtmässigen Platz entführt worden. Der jetzige Besitzer, in dessen Verwaltung das historische Erbteil «der lustige Fleck am See mit seinem wohlherbaunten Hus und seinem subtilen Badhüslin» trefflich aufgehoben ist, teilt uns mit, dass seit 1840 in der äusseren Bauform keine Aenderungen vorgenommen worden seien; nur der früher zwiebelköpfige Turm habe ein einfaches Blechdach erhalten.

Luxburg, du kleines, über lange Zeiträume in Verborgenheit schlummerndes, dann auf einmal mit güldenem Reichtum verschwenderisch prunkendes und mit der gräflichen Krone kühn sich schmückendes Bodanschlösslein stehe fest und gut noch manches Säculum!

Herbstsonne

Lenz und Sommer sind verschwunden
Tage voll von herbem Leid.
Nie hab ich das Glück gefunden
Auch kein Pfad, der führt zur Freud.
Trotz Suchen nach der Sonne Blick
Und haschend nach ein bischen Frieden
Prall ich in finstre Nacht zurück.
Ist wohl mir nur dies Los beschieden?

Mit Bangen kommt die Herbsteszeit,
Die Blätter sind schon am Fallen.
Ob diese mir den Frieden leiht,
Des reinen Glückes Vasallen?
Da bricht durch düstre Nebelwand
Helleuchtend die liebe Sonne
Und schlingt ein festes, sichres Band
Aus des reinsten Glückes Wonne.

E. Rieben.